

Dr. phil. Robert-Tarek Fischer

Wilhelm I. im Zeitalter von Nationalismus und Militarismus

Vortrag im Rahmen der Veranstaltungsreihe des Kulturbüros der Stadt Oldenburg zum 1898 errichteten Gedenkstein für Kaiser Wilhelm I. in Donnerschwee, 8. Juli 2021

Es gilt das gesprochene Wort.

Sehr geehrte Damen und Herren!

Ich darf mich zunächst bei der Stadt Oldenburg für die Einladung bedanken. Es freut mich, hier zu sein. Meine Freude wird noch ein wenig durch den Umstand gesteigert, dass die coronabedingt nicht ganz einfache Anreise von Österreich letztlich doch funktioniert hat.

Nun, in Oldenburg gab es in den letzten Jahren einige Debatten um den Gedenkstein für Kaiser Wilhelm I. in Donnerschwee. In diesem Kontext dürfte es interessant und auch von einer gewissen Relevanz sein, etwas Licht auf den Mann zu werfen, um den es auf diesem Gedenkstein eigentlich geht.

Wilhelm I. wurde in den letzten Jahrzehnten von der Geschichtswissenschaft generell ein wenig vernachlässigt. Er galt lange Zeit als Mann, der im Schatten Bismarcks stand. Oft wurde er als eine etwas eindimensionale Figur, ja fast schon als eine Art historischer Edelkomparse dargestellt. Mit der historischen Realität stimmt diese Einschätzung in wesentlichen Teilen nicht überein, denn Wilhelm I. setzte in seinem langen Leben mehrfach Akzente von beträchtlicher politischer und letztlich auch historischer Bedeutung.

Nun zu seiner Vita.

Wilhelm wurde 1797 geboren. Er war der zweite Sohn von König Friedrich Wilhelm III. und der berühmten Königin Luise von Preußen – ein zarter Junge mit schwankender

Gesundheit, der in jungen Jahren zumindest zwei Mal so schwer erkrankte, dass man mit dem Schlimmsten rechnete.

Wilhelms Leben geriet bereits im Jahr 1806, als er gerade einmal neun Jahre zählte, erstmals in schwere Turbulenzen. Damals erlitt Preußen gegen Kaiser Napoleon I. in der Doppelschlacht von Jena und Auerstedt eine vernichtende Niederlage, die Königsfamilie floh aus Berlin bis in den letzten östlichen Winkel Preußens, nach Memel, und blieb dort mehrere Monate. Die Gesundheit der Mutter wurde von den dramatischen Ereignissen jener Jahre untergraben, sie starb 1810 mit nur 34 Jahren, für den damals 13jährigen Wilhelm, der Luises Tod selbst miterlebte, ein traumatisches Ereignis.

Schon davor, an seinem 10. Geburtstag, trat Wilhelm auf Betreiben seines Vaters der preußischen Armee bei. Für ihn als Zweitgeborenen war eine Militärkarriere vorgesehen. Es stand damals nicht unbedingt zu erwarten, dass er jemals die Macht in Preußen übernehmen würde. Man konnte davon ausgehen, dass sein älterer Bruder Friedrich Wilhelm, der spätere König Friedrich Wilhelm IV., in absehbarer Zukunft für Nachwuchs sorgen und irgendwann seine Macht an seinen eigenen Sohn übergeben würde.

Wilhelm hatte mit der für ihn vorgesehenen Armeelaufbahn indessen kein Problem – im Gegenteil: Er fühlte sich beim Militär wohl und wurde zu einem leidenschaftlichen Berufsoffizier. Die Natur kam ihm dabei zu Hilfe. Aus dem zarten, schwächlichen Kind wurde ein beinahe 1,90 Meter großer und kräftiger Mann. Für ihn stellte das wohl so etwas wie ein Gottesgeschenk dar, denn wäre er klein und schwächlich geblieben, hätte es selbst bei einem extrem privilegierten Jüngling wie ihm wohl erhebliche Schwierigkeiten bereitet, ihn in der Garde unterzubringen (Stichwort Gardemaß), die quasi der vorprogrammierte Truppenteil für preußische Königssöhne war.

Wilhelm entwickelte sich im Lauf der Zeit zu einem erstrangigen Armeefachmann. Kaum weniger engagiert war er, wenn es um Politik ging. Seine Briefe waren über Jahre und Jahrzehnte gespickt mit Kommentaren zu jeweils aktuellen politischen Fragen. Am meisten interessierte ihn dabei das Thema monarchischer Machterhalt, hinter dem seit der Französischen Revolution von 1789 ein Fragezeichen stand. Dieses Fragezeichen

war mit dem Sieg über Napoleon 1815 nur scheinbar beseitigt worden. Dass das danach einsetzende Zeitalter der Restauration ein Ablaufdatum hatte, zeigte sich, als 1830 neuerlich eine Revolution in Frankreich ausbrach, die sich auch auf einige andere europäische Staaten übertrug. Die damit verbundenen politischen Implikationen, nämlich ein Machtverlust des monarchischen Prinzips, waren für Wilhelm eine Schreckensvision. Aus seiner Sicht galt es, alles zu tun, um dies zu verhindern.

Mit seiner Meinung stand Wilhelm am Hof beileibe nicht allein. Seine drei Brüder etwa waren derselben Ansicht. Wilhelm aber hatte, was in den Tagen der Revolution von höchster Bedeutung sein wollte, eine sehr exponierte Position und eine erhebliche Machtstellung inne – aus zwei Gründen: Zum Einen blieb die Ehe seines älteren Bruders kinderlos. Damit fiel Wilhelm die Rolle des Thronfolgers zu. Zum Zweiten verfügte er über eine starke militärische Machtstellung, dies vor allem, weil er seit 1838 Kommandant der Garde war und damit jene Stellung einnahm, die als höchste Funktion in der preußischen Armee galt.

Wir kommen ins Revolutionsjahr 1848 – und zum Stichwort „Kartätschenprinz“: So wurde Wilhelm vor allem von Revolutionären bezeichnet, ein Begriff, der impliziert, er hätte der Armee befohlen, die Aufständischen mit Kartätschen – schweren, nicht zum Handgebrauch verwendbaren Rohrwaffen – zu beschießen. Ob das zutrifft, ist fraglich. Wilhelm war 1848 in Berlin verhasst, wegen seiner exponierten Stellung und mehreren öffentlichen Äußerungen, mit denen er seine strikt konservative Haltung in gesellschaftspolitischen Fragen unterstrichen hatte. Im Umgang mit Unruhen stellte Härte für ihn kein Fremdwort dar. Bei den Hungerunruhen des Jahres 1847 in Berlin gab er, als die protestierenden (und vor allem notleidenden) Menschen Marktstände und Geschäfte zu plündern begannen und dann auch noch einige Fensterscheiben in seinem Palais einwarfen, der Armee den Befehl, energisch gegen die Demonstranten vorzugehen, die daraufhin mit mehreren Kavallerieattacken auseinander getrieben wurden. In vertraulichen Briefen an seine ihm nahestehende, nicht minder reaktionäre Schwester Charlotte schilderte Wilhelm sein Vorgehen bei den Hungerunruhen von 1847 mit sichtlicher Selbstzufriedenheit. Dass er Ähnliches auch in Berlin im März 1848 getan hätte, bestritt er gegenüber Charlotte allerdings vehement. Wilhelm hatte zwar keine

Hemmungen, mit berittenen Uniformierten auf Demonstranten loszugehen, schreckte aber wohl doch davor zurück, das Zentrum der preußischen Hauptstadt mit wildem Geschützfeuer in Schutt und Asche zu legen. Auch aus hierarchischen Gründen wäre es ihm nicht ohne weiteres möglich gewesen, so einen Befehl zu erteilen, denn wenige Tage vor dem Ausbruch der Revolution am 18. März 1848 hatte er seine Stellung als Kommandant der Garde abgegeben (infolge der Februarrevolution in Frankreich war an ihn der Befehl Friedrich Wilhelms IV. ergangen, als Militärkommandant am Rhein die Westgrenze Preußens zu sichern).

Auf Befehl seines Bruders verließ Wilhelm Berlin und floh nach England. Schon im Juni 1848 erschien er wieder in Preußen, nahm nun aber eine etwas zurückhaltendere Position ein. Das zeigte sich vor allem, als er unmittelbar nach seiner Rückkehr eine Ansprache vor den versammelten Führungsoffizieren der preußischen Armee in Potsdam hielt. Viele Offiziere nahmen es dem König übel, dass er im März den Kampf gegen die Revolutionäre abgebrochen und den Rückzug aus Berlin befohlen hatte. Vom Thronfolger hofften sie nun zu hören, man möge den Kampf wiederaufnehmen und in Berlin einmarschieren. Wilhelm hielt jedoch eine eher kalmierende Ansprache, in der er die Offiziere zu unbedingter Loyalität zum König aufrief. Von einem Appell, nach Berlin zu marschieren, nahm er deutlich Abstand.

Weniger zurückhaltend war Wilhelm im Jahr 1849, als er von seinem Bruder Friedrich Wilhelm IV. beauftragt wurde, die letzten Revolutionsherde im Südwesten Deutschlands, vor allem in Baden, zu beseitigen. Das tat Wilhelm, und es ging relativ rasch. Gegen die von ihm angeführten preußischen Truppen hatten die revolutionären Streitkräfte keine Chance. Nach dem Fall ihrer letzten Hochburg Rastatt sorgte Wilhelm für die Wiedererrichtung des monarchischen Regimes in Baden. Wenig später verurteilten badische Gerichtshöfe mehrere Revolutionäre zum Tod. Wilhelm hatte dagegen nichts einzuwenden. Eigentlich hegte er, wie sich im Gefolge seiner Herrschaftsübernahme 1857/58 zeigen sollte, eine massive Abneigung gegen Todesurteile und Hinrichtungen, aber das galt nicht für Revolutionäre.

In weiterer Folge übernahm Wilhelm die Funktion, die schon seit März 1848 für ihn vorgesehen gewesen war: Er wurde Militärgouverneur im Westen Preußens. Am Rhein, wo eine vergleichsweise liberale Geisteshaltung vorherrschte, waren viele Menschen alles andere als begeistert, dass ausgerechnet der gefürchtete Thronfolger als Militärgouverneur in der Region tätig werden sollte. Umso größer war die Überraschung, als Wilhelm zusehends moderatere politische Positionen einzunehmen begann. Anders als nicht wenige strikt Konservative in Berlin begriff der nun in Koblenz residierende Kronprinz, dass man die Uhr nicht mehr bis in vorrevolutionäre Zeiten zurückdrehen konnte. Dass Preußen im Gefolge der Revolution zu einem Verfassungsstaat geworden war, akzeptierte er nun, ebenso die Existenz des preußischen Landtages. In den frühen 1850er Jahren vollzog er außerdem eine vorsichtige Annäherung an den Liberalismus.

Mit seinem partiellen Kurswechsel geriet Wilhelm zunehmend in Konflikt mit König Friedrich Wilhelm IV., der nach 1850 rasch wieder auf einen reaktionären Kurs eingeschwenkt war. Die Kluft zwischen Koblenz und Berlin wurde noch durch die unverblünte Kritik vergrößert, die Wilhelm am Regime in Berlin des Öfteren übte.

Im Oktober 1857 erkrankte König Friedrich Wilhelm IV. schwer und wurde herrschaftsunfähig. Im Umfeld des Königs brach Panik aus, vor Wilhelm, dem Thronfolger, und noch mehr vor dessen Gemahlin Augusta, die seit vielen Jahren liberale Tendenzen aufwies. Wilhelm wurde daher zunächst nur zum Stellvertreter des Königs mit eingeschränkter Handlungsbefugnis ernannt; als solcher musste er die von seinem Bruder ernannten Minister beibehalten, obwohl ihm einige von ihnen wegen ihrer reaktionären Haltung zutiefst suspekt waren.

Im Frühjahr 1858 setzte Wilhelm dennoch einen wichtigen Akzent. Er forderte die Regierungsmannschaft seines Bruders auf, die im Herbst 1858 stattfindende Landtagswahl korrekt abzuwickeln. Das stellte keine Selbstverständlichkeit dar. Bei der letzten Wahl 1855 war es zu krassen Wahlverfälschungen gekommen, die zur Folge gehabt hatten, dass der Landtag größtenteils aus willfährigen, dem reaktionären Regime genehmen Personen bestand. Diesen inkorrekten Zustand wollte Wilhelm nun ändern. Teile der Regierung, angeführt von Innenminister Ferdinand von Westphalen, reagierten

auf sein Ansinnen mit Ablehnung. Zwischen ihnen und dem Thronfolger kam es zu einem Konflikt, der teilweise sogar über Zeitungen ausgetragen wurde und der Öffentlichkeit dadurch nicht verborgen blieb. Wilhelm wich von seiner Forderung jedoch keinen Millimeter ab und setzte sich schließlich durch. Die Wahl vom Herbst 1858 wurde vergleichsweise korrekt durchgeführt und hatte einen völligen Wandel der politischen Kräfteverhältnisse zur Folge. Das konservative Lager (Parteien im heutigen Sinn gab es in den späten 1850er Jahren noch nicht) erlitt eine vernichtende Niederlage, die liberalen Kräfte fuhren hingegen einen Erdrutschsieg ein und waren fortan die dominierende Kraft im preußischen Landtag.

Kurz vor der Wahl hatte Wilhelm auch eine entscheidende Aufwertung seiner Position durchgesetzt – seit Oktober 1858 fungierte er als Prinzregent. Die damit verbundene volle Handlungsbefugnis nützte er zunächst für Akzente, die den politischen Umbruch im Landtag bestätigten. Er tauschte er die Regierungsmannschaft fast zu Gänze aus, stellte ein gemäßigt konservatives / gemäßigt liberales Staatsministerium zusammen und verlas als erster Herrscher Preußens überhaupt ein Regierungsprogramm. Mit seinem Machtantritt verbanden sich nicht wenige Hoffnungen, die sich allerdings nur zum Teil bestätigen sollten.

Die Jahre 1857 bis 1862 (jenes Jahr, in dem Otto von Bismarck zum preußischen Ministerpräsidenten avancierte) – wurden in der historischen Rückschau oft etwas stiefmütterlich behandelt, wiesen aber eine Reihe interessanter Aspekte auf, auf die ich angesichts der Kürze der Zeit leider nicht genauer eingehen kann. Gesondert erwähnen möchte ich in diesem Kontext aber das Thema Militär und Militarismus.

Bereits im Frühjahr 1858 begann Wilhelm, in der preußischen Armee ein umfassendes Modernisierungs- und Aufrüstungskonzept umzusetzen, das er in weiten Teilen selbst entwickelt hatte. Gegen dieses Vorhaben formierte sich zunächst kein nennenswerter Widerstand. Auch die Liberalen waren durchaus dafür zu haben, die jahrzehntelang nur stückweise modernisierte preußische Armee kräftig zu stärken, ein Vorhaben, für das es durchaus einleuchtende Gründe gab. Preußen war umgeben von drei größeren Mächten (Frankreich, Österreich und Russland). In einer Zeit, in der Krieg noch als letztes Mittel

der Politik galt, stellte dies ein durchaus bedrohliches Szenario dar, dies umso mehr, als es in jenen Jahren gleich zwei Mal geschah, dass andere Großmächte Preußen in Kriege hineinziehen wollten, die Berlin zu meiden suchte. Das war beim Krimkrieg Mitte der 1850er Jahre der Fall gewesen, Ähnliches erlebte Wilhelm als Prinzregent im Jahr 1859, als Frankreich und Sardinien-Piemont Österreich aus der Poebene vertreiben wollten und Wien von Berlin militärische Unterstützung verlangte, ein Ansinnen, das der Prinzregent zurückwies.

Während die Liberalen mit Wilhelms mehr defensiv als offensiv angelegter Aufrüstung¹ Preußens einverstanden waren, sorgte ein anderes damit verbundenes Ziel für massive Konflikte.

Wilhelm strebte im Kontext seiner Aufrüstungsmaßnahmen auch einen Militarisierungseffekt in Preußen an. Er erwartete sich davon eine zusätzliche Stabilisierung des monarchischen Prinzips. Zwar gab es in den späten 1850er keine Anzeichen für den Ausbruch einer neuerlichen Revolution, doch Wilhelm, den die Revolution von 1830 in Frankreich und vor allem die Revolution von 1848 in Berlin zutiefst erschüttert hatten, wollte vorbeugende Maßnahmen setzen und größtmögliche Königstreue in der Bevölkerung erzeugen. Dies ließ sich seiner Ansicht nach durch eine dreijährige Dienstpflicht beim Militär erreichen, in deren Verlauf man, so meinte er, den Rekruten maximale Loyalität gegenüber dem Königtum einimpfen konnte. Kaum an die Macht gekommen, ließ er die dreijährige Dienstpflicht gesetzlich fixieren. Das Resultat war ein Konflikt mit den Liberalen, der sich immer mehr zuspitzte und die politische Situation schließlich eskalieren ließ. Wilhelms konservativ-liberales Staatsministerium zerbrach, Preußen taumelte in den so genannten Verfassungskonflikt hinein. Außerdem ernannte Wilhelm I. (seit dem Tod Friedrich Wilhelms IV. 1861 war er König von Preußen) im September 1862 Otto von Bismarck zum preußischen Ministerpräsidenten, ein Schritt, der wesentlich vom Bestreben motiviert war, im Notfall mit einem energischen

¹ Das Aufrüstungsprogramm Wilhelms I. war, obwohl ursprünglich nicht darauf angelegt, die letztlich entscheidende Voraussetzung dafür, dass Preußen wenige Jahre später die Kriege gegen Österreich und Frankreich mit seriösen Erfolgsaussichten führen konnte. Ohne die von ihm initiierte und realisierte Modernisierung und Vergrößerung der Armee wären die Siegchancen der Hohenzollernmonarchie deutlich geringer gewesen.

Regierungschef auch gegen das Parlament zu regieren und auf diese Weise an der dreijährigen Dienstpflicht kompromisslos festzuhalten.

Es ist gewiss nicht übertrieben zu sagen, dass Wilhelm I. in Sachen Militarismus ein Hardliner war.

Anders verhielt es sich beim Thema Nationalismus.

Wilhelm stand dem deutschen Nationalismus, der um die Mitte des 19. Jahrhunderts immer mehr an Terrain gewann, mit Skepsis gegenüber. Er glaubte zwar, einen gewissen Nutzen aus dieser Strömung ziehen zu können, dies vor allem hinsichtlich des Konkurrenzkampfes, den Österreich und Preußen im Deutschen Bund austrugen. Wilhelm zeigte sich schon 1849 überzeugt, dass Preußen dazu „bestimmt sei, an die Spitze Deutschlands zu kommen“, und dabei konnte die Nationalbewegung seiner Ansicht nach eine wertvolle Unterstützung sein. Der König sah sich allerdings vor allem als Preuße und erst danach, mit gehörigem Abstand, auch als Deutscher. Das Schaffen eines deutschen Nationalstaates war ihm kein gesteigertes Anliegen. Ihm schwebte vielmehr vor, die österreichische Konkurrenz zu verdrängen und eine preußische Vormachtstellung im deutschen Raum zu erringen. Zum Äußersten wollte Wilhelm I. für diese Wunschvorstellung allerdings nicht gehen. Ob es 1866 ohne den ungleich risikobereiteren Otto von Bismarck zum Krieg gegen Österreich gekommen wäre, ist hochgradig zweifelhaft.

Mit dem durchschlagenden Sieg von 1866 erlangte Preußen eine exklusive Vormachtstellung in Deutschland. Außerdem verbuchte es beträchtliche Gebietszuwächse, wurde zu einer Art Großpreußen. Dieser von 1866 bis 1870 vorherrschende Zustand entsprach in gewisser Hinsicht Wilhelms Idealzielen.

In diesem Zeitraum fand bekanntlich auch der Besuch Wilhelms I. in Oldenburg statt. Am 16. Juni 1869 hielt er hier eine Truppschau ab, unmittelbar danach fuhr er nach Wilhelmshaven, wo er den ersten Nordseestützpunkt für die preußische Marine eröffnete. Fasst man nur seine beiden Auftritte in Oldenburg und Wilhelmshaven ins Auge, könnte

man vermuten, Wilhelms Reisetätigkeit in jenen Jahren hätte hauptsächlich militärischen bzw. militaristischen Zielen gedient. Tatsächlich jedoch hatten die zahlreichen Reisen, die der König in jenen Jahren unternahm – allein 1869 besuchte er neben Oldenburg u.a. auch Hannover, Wiesbaden, Kassel, Frankfurt, Bremerhaven, Emden und Osnabrück – einen anderen Hintergrund. In einigen Regionen, die Preußen im Krieg von 1866 annektiert hatte, herrschte viel Unmut angesichts der Tatsache, nun den Hohenzollern zu unterstehen. Wilhelm I. ging diese Misstimmung unter die Haut. Um die neuen Untertanen mit der preußischen Herrschaft auszusöhnen, war er zu erheblichen Zugeständnissen vor allem finanzieller Natur bereit. Außerdem versuchte er die Stimmung mit ausgedehnten Besuchsprogrammen zu verbessern. Dies tat er nicht ohne Erfolg. Ging es darum, mit den Menschen in Kontakt treten, dabei die Krone würdevoll zu repräsentieren, gleichzeitig aber auch mit Bodenständigkeit und wohl dosiertem Humor Sympathien zu erwecken, besaß Wilhelm I. einiges Geschick. Es ist eine Ironie der Geschichte, dass der einst so verhasste Thronfolger nun, im vorgerückten Alter, erhebliches Talent in Sachen Imagearbeit für die Krone an den Tag legte.²

Das Zusammenwachsen von deutschen Staaten, die bis 1866 noch souverän gewesen waren, wurde indessen durch zwei Dinge noch entscheidender beschleunigt, die Wilhelm I. widerstrebten, nämlich durch den Ausbruch des Krieges gegen Frankreich im Juli 1870 und die Kaiserproklamation von Versailles im Januar 1871. Ersteres wollte der König unbedingt verhindern, und auch Zweiteres rief bei ihm keine Euphorie hervor. Der Titel eines Deutschen Kaisers würde, wie Wilhelm I. klar erkannte, den Titel eines Königs von Preußen völlig in den Schatten stellen, der Sieg des deutschen Nationalismus war nur scheinbar auch ein Sieg für Preußen. Die Hohenzollernmonarchie stand jetzt zwar an der „Spitze Deutschlands“, aber als Teil des deutschen Nationalstaates begann die staatliche Identität Preußens zu erodieren – ein Prozess, der bereits in den 17 Jahren, die Wilhelm

² Man darf sich Wilhelm I. im Übrigen nicht als grobschlächtigen, polternden Offizier vorstellen, der permanent im Kasernenhoftone kommunizierte. Dieses Klischee greift bei ihm zu kurz. Wilhelm I. hatte feine Umgangsformen, beträchtlichen Charme und offenbar etwas sehr Einnehmendes. Derlei Hinweise finden sich in vielen Briefen und Tagebucheinträgen – und das durchaus auch bei Menschen, die ihm ansonsten kritisch gegenüberstanden. Seine Schwiegertochter etwa, die englische Prinzessin Victoria, hatte zu ihm ein sehr gespanntes Verhältnis, aus politischen Gründen, auch wegen Fragen der Kindeserziehung und sonstiger familiärer Themen. Sie fand an ihm viel auszusetzen – sein Auftreten aber war für sie perfekt. Einmal schrieb sie, sie könne sich nur wünschen, dass ihre eigenen Kinder in dieser Hinsicht einmal so werden würden wie ihr Großvater, denn er sei „ein Grandseigneur im besten Sinne des Wortes“.

I. als Deutscher Kaiser fungierte, einsetzte und Fahrt aufzunehmen begann. Aus Wilhelms individueller Sicht hatte der Sieg, den Preußen und die anderen deutschen Staaten über Frankreich errangen, einen bitteren Nachgeschmack.

Auf dem Gedenkstein von Donnerschwee steht die Bezeichnung „Wilhelm der Große“ zu lesen. Sie wurde nach dem Tod des alten Kaisers im März 1888 hauptsächlich von dessen Enkel, Kaiser Wilhelm II., propagiert. In der Bevölkerung fand diese Bezeichnung allerdings nie flächendeckende Verbreitung. Wilhelm I. genoss im Alter zwar beträchtliche Popularität, doch für derartige Beinamen war die Zeit im späten 19. Jahrhundert abgelaufen, „Wilhelm der Große“ wirkte schon damals antiquiert. In diesem Kontext sei abschließend noch eine Vermutung erlaubt: Diese Bezeichnung, die auf dem zehn Jahre nach seinem Tod aufgestellten Gedenkstein zu sehen ist, hätte bei Wilhelm I. keine grenzenlose Begeisterung ausgelöst. Denn ihm selbst fiel es zeitlebens nicht ein, sich „der Große“ nennen zu lassen. Ungeachtet der Siege über Österreich und Frankreich war er im Grunde ein bescheidener Mensch, dem jegliche Art von Größenwahn weitgehend fremd blieb – positive Eigenschaften eines Monarchen, der freilich auch zwiespältige und dunklere Seiten aufwies, die in der historischen Rückschau deutlich zutage treten.

Vielen Dank für die Aufmerksamkeit!